

WAS BRINGT DER TYPOLOGISCH-KONTRASTIVE BLICK AUF DIE GRAMMATIK DES DEUTSCHEN?

EINE ZWISCHENBILANZ*

von Gisela Zifonun

In einem in SPRACHREPORT 1/2000 veröffentlichten Artikel wurde das Projekt „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“ (GDE) vorgestellt. Dabei wurden unter anderem die Erwartungen an den spezifischen Ertrag des Projekts so geschildert:

Wir wollen das Deutsche noch besser verstehen lernen, dadurch dass wir mehr über das sprachtypologisch Mögliche, vor allem das in den europäischen Sprachen grammatisch Mögliche erfahren. Mit dem Vorhaben soll also eine Profilierung der grammatischen Eigenschaften des Deutschen vor dem Hintergrund der entsprechenden Optionen in anderen europäischen Sprachen erreicht werden. (S. 18)

Inzwischen hat das zunächst begonnene Teilprojekt „Grammatik des Nominals“ einen Juniorpartner bekommen: Seit 2006 wird daneben an dem Teilprojekt „Wortphonologie“ gearbeitet. In diesem Projekt wird wie im Nominalprojekt das Deutsche mit europäischen Sprachen, insbesondere den Kern-Kontrastsprachen Englisch, Französisch, Polnisch und Ungarisch verglichen, und es wird versucht, auf der Basis übergreifender Prinzipien die spezifischen Eigenschaften des Deutschen herauszuarbeiten, in diesem Fall die des phonologischen Worts im Deutschen.

Ich nehme den Abstand von einigen Jahren und die in diesen Jahren geleistete Arbeit zum Anlass für eine kleine Zwischenbilanz, die sich auf das Nominalprojekt bezieht. Keine Zwischenbilanz im Sinne eines quantitativ gestützten Nachweises erbrachter Leistung – man mag sich über die publizierten Ergebnisse anhand der Publikationsliste auf der Internetseite des Projekts informieren (vgl. <www.ids-mannheim.de/gra/eurostudien.html>) – sondern eher ein reflexives Bilanzieren: Haben sich die Erwartungen, das Projekt werde einen innovativen Zugang zur Grammatik des Deutschen eröffnen, es werde Erkenntnisgewinn bringen, erfüllt oder zumindest als erfüllbar erwiesen?

Ein solcher Erkenntnisgewinn lässt sich belegen, wenn es uns gelungen ist oder gelingen wird, z.B. für die beiden folgenden Thesen Evidenzen beizubringen:

- Wir präsentieren Fakten und Phänomene, die in der wissenschaftlichen Grammatikografie des Deutschen keine Beachtung finden, die aber eine solche Beachtung verdienen würden, insofern als sie Einblick in das generelle Funktionieren von Grammatik überhaupt eröffnen, die also – wenn man so will – ein Fenster auf das allgemeine Sprachvermögen öffnen.
- Wir präsentieren Fakten und Phänomene, die in wissenschaftlichen Grammatiken des Deutschen zwar erwähnt und beschrieben werden, die in ihrer Wertigkeit aber aus typologisch-vergleichender Perspektive anders und adäquater gewichtet werden können.

Die Projektveröffentlichungen bieten aus meiner Sicht eine ganze Reihe von Evidenzen dieser Art. Die erste der beiden genannten Thesen findet u.a. Bestätigung durch die Rolle des Faktors Belebtheit / Personalität in der Grammatik des Pronomens und des „substantivierten“ Adjektivs, dazu verweise ich auf Zifonun (2006). An dieser Stelle möchte ich in der gebotenen Kürze auf einen Phänomenbereich eingehen, der die zweite These stützen kann, nämlich die Behandlung des pränominalen Genitivattributs.

Der deutsche und der englische *s*-Genitiv und das pränominale Possessorattribut

Das pränominale Genitivattribut ist als solches durchaus ein viel beachtetes Thema der deutschen Grammatik. In allen von mir konsultierten wissenschaftlichen Standardgrammatiken des Gegenwartsdeutschen wird auf seinen Sonderstatus hingewiesen. Er besteht darin, dass im Vergleich zu postnominalen Genitivattributen a) nur eine Teilklasse der Realisierungsformen, und zwar im Wesentlichen nur artikellose, also nicht-determinierte und nicht-modifizierte Eigennamen (*Karls Auto*, *Karls und Evas Auto* versus **des Karl(s) Auto*, *(*des netten Karl(s) Auto*) in dieser Position zugelassen sind, dass b) rekursive Attribution ausgeschlossen

sen ist (**Karls Vaters Auto*), dass c) – was aus a) folgt – nur der so genannte possessive Genitiv sowie der Subjektsgenitiv (*Cäsars Sieg über die Gallier*) und der Objektsgenitiv (*Roms Zerstörung durch die Barbaren*) in dieser Position erscheinen, nicht aber anders zu interpretierende Genitivphrasen wie etwa **der Sparsamkeit Tugend* (statt *die Tugend der Sparsamkeit*: Definitionsgenitiv, „Genitiv der Identität“ vgl. Behaghel 1923, S. 520 ff.) usw. und schließlich, dass d) durch das pränominalen Genitivattribut die definite Determination der gesamten Nominalphrase mit ausgedrückt wird (*Karls Auto* im Sinne von ‚das Auto von Karl‘).

Diese Palette von Sonderbedingungen wird als Beleg für den markierten Status des Konstruktionstyps gewertet und häufig wird darauf hingewiesen, dass in früheren Sprachstufen diese Beschränkungen nicht oder jedenfalls nicht durchgängig galten. Pränominalen Genitive mit einem Gattungsnamen als Kern wie *des Kaisers neue Kleider*, *meines Vaters Pferde*, *mit eurer Hände Arbeit* rufen solche vergangenen Sprachzustände wieder auf, wenn die Titel von Märchen, älteren bzw. bewusst archaisierenden literarischen Werken und bekannte Bibelstellen zitiert oder auch einmal imitiert werden. Smith (2003) spricht hier von „fossilized forms“. Immerhin zwanzig solche „Fossilien“ finden sich in dem von ihm ausgewerteten TIGER-Korpus (40.000 Sätze aus Zeitungstexten).¹

Ein zentrales Thema der Spezialliteratur zum Genitiv ist der morphologische Status des Kasusmarkers, sprich des *s*-Affixes in *Karls und Evas Auto*. Es wird beobachtet, dass der Marker auf die ganze Klasse der singularischen „grammatischen Eigennamen“ (Neef 2006) angewandt wird, einschließlich der Bezeichnungen von weiblichen Personen / Lebewesen, während der *s*-Marker bei der Flexion von Gattungsnamen auf Maskulina (des Vaters) und Neutra (des Kindes) beschränkt ist. Außerdem kann der Eigennamenmarker nur „nicht-silbisch“ auftreten, im Geschriebenen erscheint somit nur die Form <-s>, nicht <-es> (vgl. **Horstes Vorschlag* ‚der Vorschlag von Horst‘, aber: *der Bau des Horst(e)s*). So wird mit guten Gründen schließlich dafür plädiert, den *s*-Marker grammatischer Eigennamen vom gewöhnlichen Flexionsmarker der nach Grimm „starken“ Flexion der Maskulina und Neutra zu trennen.

An dieser Stelle der Evidenzkette im Plädoyer für den Sonderstatus des Eigennamenmarkers nun wurde offenbar der Vergleich mit dem Englischen relevant. Im Englischen scheint mit dem Konstruktionstyp *John’s car*, also dem „(angel)sächsischen“ Genitiv – im Gegensatz zu dem möglicherweise nach französischem Vorbild adaptierten „of-Genitiv“ – eine Parallele zum

Deutschen vorzuliegen: Ähnlichkeiten betreffen nicht nur die Lautform, auch das Schriftbild wird durch Apostrophschreibung in manchen Textprodukten anzugleichen gesucht (Marke *Heidi’s Frisörlädchen*). Der englische *s*-Genitiv ist semantisch in aller Regel ein Possessivus (einschließlich der Funktion als adnominales Subjekt- bzw. Objekt-Argument); er kommt primär adnominal vor (als Possessorattribut: *John’s car*), daneben auch als Prädikativkomplement (*This car is John’s*) sowie markierter als „obliquer Genitiv“ (Huddleston/Pullum 2002, S. 468) wie in *a car of John’s*. Außerdem sind die Possessorattribute wie im Deutschen gleichzeitig definit determinierend für die Gesamtphrase. Auch semantisch scheint es somit Parallelen zu geben; vgl. die o.g. Beschränkungen c) und d).² So wurde denn die These entwickelt, der Sonderstatus des *s*-Markers deutscher Eigennamen bestünde darin, wie das englische Suffix ein Possessormarker zu sein. Flankierend dazu wurde die These aufgestellt, Formen mit dem Eigennamenmarker seien auch im Deutschen auf die pränominalen Position beschränkt oder zumindest auf dem Weg, auf diese Position beschränkt zu werden.

Leider wurde hier jedoch etwas lax mit den sprachlichen Fakten verfahren: Formen mit dem Eigennamenmarker kommen im Deutschen – anders als im Englischen – auch adverbial als Genitivobjekte vor (wie etwa in *Goethes zu gedenken*) sowie regiert von einer Adposition (wie etwa in *Goethes wegen*).³ Bekanntermaßen ist das Genitivobjekt im modernen Deutsch nur noch eine Randerscheinung; im Rahmen dieser Marginalität sind aber artikellose Eigennamen mit dem Eigennamenmarker nicht durchweg „weniger gut“ als ihre Pendants mit Artikel und Attribut oder andere ausgebaute Nominalphrasen (*des großen Goethe zu gedenken*). Vor allem aber ist auch der Eigennamengenitiv als Attribut nicht auf die pränominalen Position beschränkt. Postnominal ist er zwar seltener, aber er ist da und sollte nicht vorschnell zu einem Opfer des Sprachwandels erklärt werden. So findet Smith im TIGER-Korpus 699 Belege für postnominales Vorkommen gegenüber 904 Belegen für pränominales Vorkommen einfacher (also „grammatischer“) Eigennamen. Er verwahrt sich wie ich gegen die These vom Tod des postnominalen Eigennamengenitivs. Somit ist der *s*-Marker an Eigennamen im Deutschen nicht als spezieller Possessormarker einzustufen, entsprechende Formen decken das gesamte Spektrum ab, das Phrasen im Genitiv haben. Interessant ist das komplementäre Verhältnis zwischen bloßem Eigennamen mit *s*-Marker (*Goethes Geburtstag*) und der markerlosen Form bei ausgebaute Phrase (*der Geburtstag des großen Goethe*). Das Fehlen des Markers in letzterem Fall steht in Zusammenhang mit der Aufgabenverteilung in

der deutschen NP: Der Artikel bzw. das Determinativ oder auch ein adjektivischer Begleiter übernimmt – in noch immer zunehmendem Maße – die Aufgabe der Kasusmarkierung, das Substantiv „kongruiert“ nur mit den kasusmarkierten Formen, indem es entsprechende Kasusmarker zeigt (wie noch in *des großen Mannes*), oder es gibt sich kasusmarkerlos. Eigennamen treten nun aber in der Regel oder doch sehr häufig ohne Determinativ auf, insofern ist es funktional, dass sie in diesem Fall selbst die Kasusmarkierung übernehmen – eben mithilfe eines zwar vertrauten, dem Inventar entnommenen, aber doch phonologisch und distributionell speziellen Markers (vgl. dazu auch Eisenberg 2004, S. 251).

Ist damit der Vergleich mit dem Englischen vom Tisch? Mitnichten. Die Sache mit der pränominalen Position in der Funktion des Possessorattributs bleibt eine Gemeinsamkeit – auch wenn wir nun wissen, dass *s*-markierte Eigennamen diese Position im Gegensatz zum Englischen im Deutschen nicht einnehmen müssen. In beiden Sprachen steht die pränominalen Stellung des Possessorattributs insgesamt einer postnominalen gegenüber; diese ist im Englischen obligatorisch präpositional, in der deutschen Standardsprache in der Regel ebenfalls eine Phrase im Genitiv. Warum diese Stellungsalternative?

Um auf die richtige Spur zu kommen, muss geklärt werden, welche Belegungen an welchen Positionen zugelassen sind. In beiden Sprachen ist die postnominale die weniger beschränkte, im Hinblick auf die pränominalen verfährt das Deutsche aber noch sehr viel restriktiver als das Englische. Immerhin ist die übliche Belegung im heutigen Deutsch, der artikellose Eigenname, auch eine der frequentesten Belegungsformen im Englischen (vgl. Huddleston / Pullum 2002, S. 477). Eine kontrastive Grammatik Deutsch-Englisch könnte angesichts dieses Befundes herausarbeiten, dass die deutschen Belegungen (Eigennamen: sprich in der Regel Personennamen und geografische Namen) eine Teilmenge der englischen Belegungsmöglichkeiten konstituieren. Möglicherweise würde auch auf andere germanische Sprachen, z.B. das Niederländische oder die festlandskandinavischen Sprachen, verwiesen, wo unter anderen semantischen und distributionellen Verhältnissen ebenfalls prä- und postnominalen Stellungsmöglichkeit sowie Realisierung durch Kasus (*s*-Genitiv) und Präposition möglich sind. Damit hätte es sich wohl.

Prominenzhierarchien in der Sprachtypologie

Die Sprachtypologie bietet uns hier mehr. Ich möchte im Folgenden zeigen, wie sie uns zum einen hilft, die

einzelnsprachlichen Befunde in sprachübergreifende Muster und Strukturprinzipien einzuordnen. Dabei wird es um die Verteilung von prä- und postnominaler Position des Attributs gehen. Zum anderen bietet die Sprachtypologie eine Erklärung dafür, warum die Belegung der pränominalen Attributsposition in den beiden Sprachen, vor allem aber im Deutschen, so ist, wie sie ist.

Sprachtypologen sind auf eine funktionale Perspektive als Ausgangspunkt angewiesen. Wie sonst können sie sich der „Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“ (Humboldt) annähern? Im GDE-Projekt sprechen wir hier von sprachübergreifenden „funktionalen Domänen“. Funktionale Domäne von Nominalphrasen ist die Referenz auf Entitäten eines für Sprecher und Hörer im Text / Diskurs zugänglichen Objektbereichs. In komplexen Nominalphrasen tragen die einzelnen Teile in unterschiedlicher Weise dazu bei, dass der Gesamtausdruck der Referenzfunktion gerecht werden kann: In *diese nette Frau aus Hamburg* liefert uns *Frau* die begriffliche (oder auch deskriptive) Kerninformation, durch *nette* und *aus Hamburg* wird dieser Begriff deskriptiv weiter angereichert und damit in seiner Extension im Hinblick auf eine gelingende Referenz weiter eingeschränkt. Wir sprechen hier von Modifikation bzw. Modifikatoren. Das Demonstrativum *diese* vermittelt (in erster Linie) pragmatische Information: Es signalisiert, dass es im gegebenen Kontext genau eine Entität gibt, die unter den modifikativ erweiterten Begriff fällt, und dass diese für den Hörer im unmittelbaren Verweisraum zugänglich ist. Demonstrativa wirken, wie die Artikel, als Determinatoren.

Kommen wir zurück zum pränominalen Possessorattribut im Deutschen und Englischen. Aufgrund der oben geschilderten Beobachtungen und unserem neuen Blick auf funktionale Domänen in der NP erkennen wir, dass beim Possessorattribut offenbar zwei Funktionen gleichzeitig erledigt werden: Determination (der Gesamtphrase) und Modifikation. Stellen wir das Attribut postnominal, so muss die Determination gesondert erfolgen, durch den definiten Artikel: *Karls Auto* versus *das Auto von Karl*, *John's car* versus *the car of John*. Insofern liegt hier bei prinzipiell analoger Funktionalität eine Kodierungsasymmetrie vor. Dabei ist die Kumulation von Determination und Modifikation notwendig an die pränominalen Position – und zwar die des linken Außenpostens vgl. *Peters uralter, vom Vater ererbter Opel Corsa* – geknüpft, weil in beiden Sprachen wie in vielen anderen Determination eben an dieser exponierten Stelle erfolgen muss.⁴

Ein nächster wichtiger Erkenntnisschritt – auch er klingt in der einzelnsprachlichen Grammatikschreibung

an, ohne genügend gewürdigt zu werden – ist, dass die pränominalen Possessorattribute, was ihre modifikative Funktion angeht, auf eine spezifische Art der Modifikation beschränkt sind: Sie leisten referentielle oder auch referentiell verankernde Modifikation, insofern als der Begriff des Kernsubstantivs (oder auch die ihm entsprechende extensionale Klasse), also das Konzept *Auto* oder die Klasse der Autos, in Relation zu einer Entität gesetzt wird, zu der Entität, auf die mit dem Modifikator referiert wird, also zu Karl. Nicht jede Modifikation ist referentiell. Man denke an die qualitative durch Adjektive wie in *das neue, rote Auto von Karl*. Auch nicht jede Modifikation durch ein Genitivattribut muss referentiell sein. Man denke an den oben genannten explikativen Genitiv in *die Tugend der Sparsamkeit* oder einen Eigenschafts-genitiv wie in *ein Mann klarer Worte*. Diese sind aber grundsätzlich postnominal.

Denken wir nun beide Aspekte zusammen: Pränominalen Possessorattribute sind referentielle Modifikatoren und gleichzeitig Determinatoren der Gesamtphrase. Es liegt auf der Hand, dass beide Aspekte voneinander logisch unabhängig sind, aber doch „synergetisch wirken“. Einen zu identifizierenden Gegenstand über dessen Beziehung zu bereits identifizierten Gegenständen näher zu bestimmen, ihn quasi einzukreisen, ist ein bewährtes und effektives Verfahren der Referenzbeschränkung oder letztlich der referentiellen Identifikation: Autos gibt es unzählige, mit einem Referenzversuch einfach nur durch „das Auto“ kommt man daher in vielen Situationen nicht sehr weit. Kennen wir aber einen Peter oder ist ein gewisser Peter gerade besonders „salient“, wie der Linguist so sagt, fällt es nicht schwer, sein Auto zu identifizieren.

Die besondere Solidarität von Determination und referentieller Verankerung, die hier vorliegt, hat somit gute Gründe.

Nächster argumentativer Baustein: Noch haben wir keine Erklärung dafür, warum es, auch im Englischen, nicht möglich oder zumindest markiert ist, die pränominalen Position mit beliebigen referentiellen Modifikatoren zu belegen.

Anhand verschiedener Phänomenbereiche wie Markierung von Beteiligtenrollen im Satz, Numerusmarkierung konnte gezeigt werden, dass sprachübergreifend die ‚Belebtheit‘ und die ‚Definitheit‘ der Ausdrücke (bzw. korrekter ihrer Denotate) zentrale Faktoren sind, an denen auffällige Asymmetrien in der Kodierung festgemacht werden können. Betrachten wir kurz ein Beispiel aus der Flexionsmorphologie des Polnischen, einer weiteren Kontrastsprache des Projekts GDE. Im

Polnischen gibt es (ähnlich wie auch in anderen slawischen Sprachen) eine auffällige Asymmetrie in der Bildung des Akkusativs bei maskulinen Nomina. Die Akkusativform ist entweder identisch mit der Nominativform oder mit der Genitivform. Diese Aufspaltung orientiert sich auf einer ersten Stufe an der Belebtheit der Denotate. ‚Unbelebte‘ Ausdrücke folgen der Akkusativ-Nominativ-Regel, ‚belebte‘ der Akkusativ-Genitiv-Regel. Bei genauerem Hinsehen findet sich aber noch eine Art Belebtheitsabstufung: Im Plural folgen der Regel nur Personenbezeichnungen, während sie im Singular für Mensch und Tier – soweit durch Maskulina kodiert – gilt. Man könnte also sagen, dass Ausdrücke mit menschlichem Denotat gegenüber Tierbezeichnungen einen Belebtheitsvorsprung haben, insofern als bei ihnen mehr Formen, nämlich Akkusativ Singular und Akkusativ Plural der Regel folgen. Als Erklärung für diese Asymmetrie wird auf die so genannte „differentielle Objektmarkierung“ verwiesen: Durch die formale Unterscheidung des Akkusativs vom Nominativ, wie sie durch die Akkusativ-Genitiv-Regel erreicht wird, können Bezeichnungen für Personen bzw. Belebtes, sofern sie in der für sie unerwarteten Rolle des direkten Objekts erscheinen, deutlich von ihrem Vorkommen als (erwarteteres) Subjekt abgegrenzt werden.⁵

Um einem Aufschrei sorgsamer Semantiker vorzubeugen: Selbstverständlich gilt auch in der Sprachtypologie, dass zumal belebt und unbelebt, wohl aber auch definit und indefinit keine skalaren Größen sind, sondern kontradiktorische Gegensätze. Wohl aber werden, wie eben gezeigt, sprachlich innerhalb des Bereichs etwa des Belebten weitere Fallunterscheidungen gemacht – zwischen dem Menschlichen bzw. Personalen und dem Belebten, aber Nicht-Menschlichen. Ähnlich verhält es sich auch etwa bei den Ausdrücken mit definiter Referenz, wo zwischen den Pronomina, den Eigennamen und den definiten Nominalphrasen mit einem Gattungsnamen als Kern zu unterscheiden ist. Insgesamt ergeben sich damit jeweils Prominenzhierarchien, in denen die einzelnen Größen nach abnehmendem Rang geordnet sind. Ich gebe hier die Belebtheitshierarchie und die Definitheitshierarchie in den Fassungen von Aissen (2003) wieder.⁶

Definitheitshierarchie

Pronomen > Eigename > definite NP > indefinit spezifische NP > nicht-spezifische NP

Belebtheitshierarchie

Menschlich > Belebt > Unbelebt

Die Hierarchien sagen jeweils aus, dass sprachübergreifend ranghöhere Größen höhere Chancen auf eine

ausgezeichnete von zwei oder mehr möglichen Kodierungsformen haben als rangniedrigere. Geht es um eine schlichte Alternative zwischen zwei Möglichkeiten, wie hier der Alternative pränominal versus postnominal, muss also immer ein zusammenhängender „oberer Abschnitt“, beginnend mit dem ranghöchsten Element, auf die ausgezeichnete Alternative abgebildet werden. Worin die ‚Auszeichnung‘ besteht und worauf sie beruht, ist phänomenabhängig, und wir werden für den Phänomenbereich Possessorattribut noch darauf zu sprechen kommen.

Dieser abstrakten Prognose halten wir nun den Befund aus einer korpusgestützten Grammatik des Englischen entgegen. In Biber et al. (1999), S. 302 f. heißt es:

- Nouns with human / personal reference, especially proper nouns, tend to occur with the *s*-genitive rather than an *of*-phrase.
- Selected nouns that occur in the *s*-genitive over 80% of the time: *Fred, Jane, Sarah, Tom*.
- Selected nouns that occur in the *s*-genitive over 61-80% of the time: *baby, girl, girls, student*.

Umgekehrt – um dies abzukürzen – tendieren “nouns with inanimate concrete reference and abstract impersonal nouns” dazu, eher in einer *of*-Phrase vorzukommen. Die Autoren nehmen bei der Präferenz für den *s*-Genitiv implizit auf beide Prominenzhierarchien Bezug, wenn sie einerseits den Eigennamen, ein ranghohes Element der Definitheitshierarchie, andererseits ‚menschlich‘, das ranghöchste Element der Belebtheitshierarchie, erwähnen. Offenbar wirken die beiden Hierarchien zusammen, insofern als hoher Rang in beiden die Chance auf pränominalen *s*-Genitiv erhöht.

Der aufmerksame Leser wird an dieser Stelle fragen: Und worin besteht denn nun die Ausgezeichnetheit des pränominalen *s*-Genitivs gegenüber der postnominalen *of*-Phrase. Wahrscheinlich (vgl. Rosenbach 2002) spielen mehrere Faktoren zusammen. Einer von ihnen ist der „Linksdrall“ für das Bekannte, der ja auch der Thema-Rhema-Gliederung zugrunde liegt. Bekanntheit ihrerseits ist eng mit Definitheit assoziiert. Und speziell für den Bereich referentieller Verankerung mag gelten, dass der Hörer oder Leser von dem referentiellen Anker, den der Sprecher zur Identifikation des Referenten der Gesamtphrase auswirft, dann besonders gut profitieren kann, wenn dieser möglichst früh, sprich pränominal, ausgeworfen wird. Insofern ist die pränominale Kodierungsform unter Rezeptionsperspektive ausgezeichnet.

Gegenüber dem vergleichsweise breiten Spektrum an Belegungsmöglichkeiten für den pränominalen Geni-

tiv im Englischen nimmt sich das Deutsche ärmlich aus. Das deutsche Schrumpfsegment der Definitheitshierarchie für pränominalen Belegung umfasst nur noch das adnominalen Possessivpronomen, das nicht im Genitiv steht, sondern mit dem Kernsubstantiv kongruiert, den Genitiv des Demonstrativums *der* (*dessen / deren*) und gelegentlich der Indefinita *jemand / niemand* und den bereits diskutierten Eigennamengenitiv, gegebenenfalls unter Erweiterung durch eine enge Apposition: *sein Hut, dessen Hut, jemandes / niemandes Hut, Peters Hut, Königin Elisabeths Hut*. Es geht also um die beiden ersten Positionen der Definitheitshierarchie. Dass auch Belebtheit bei der Belegung der pränominalen Possessorposition häufig im Spiel ist, ist zum einen schlicht darauf zurückzuführen, dass Eigennamen in allererster Linie von Personen getragen werden. Zum anderen aber scheint Belebtheit doch auch noch eine Abstufung zwischen den Eigennamen zu erzeugen. Geografische Namen kommen durchaus pränominal vor, sofern sie ‚grammatische Eigennamen‘ sind, was vor allem auf Länder- und Städtenamen zutrifft: *Frankreichs Hauptstadt, Berlins Bürgermeister*. Ländernamen mit Artikel, die also keine grammatischen Eigennamen sind, werden nicht pränominal gestellt: **des Iraks und der Vereinigten Staaten Armee*. Verglichen mit Personennamen gibt es aber bei den geografischen grammatischen Eigennamen wohl eine Präferenzumkehrung: Während erstere üblicherweise pränominal gestellt werden, scheint bei den geografischen Namen die Nachstellung wie in *die Hauptstadt Frankreichs, der Bürgermeister Berlins* bevorzugt; dies ergibt sich aus den Daten in Eisenberg / Smith (2002), S. 120.

Wie oben bereits angesprochen, war das Segment für den pränominalen Genitiv im Deutschen nicht immer so klein (vgl. z.B. Demske 2001, S. 206 ff.). Die Sprachgeschichte ist in diesem Fall die Geschichte eines Rückzugs entlang der Definitheitsskala. Dagegen schreitet der englische *s*-Genitiv (vgl. Rosenbach 2002) noch immer entlang der Belebtheitsskala voran und nimmt, beschleunigt im amerikanischen Englisch, zunehmend unlebte Größen in Besitz wie etwa in *the chair's frame, the bag's contents*.

Erklärungen für den partiellen Untergang und das partielle Überleben des pränominalen Genitivs

Die Grammatiken des Deutschen erwähnen die typologischen Prominenzskalen bei der Behandlung des pränominalen Genitivs nicht.⁷ Man mag dies damit erklären, dass sich das in diesem Fall, wo es im We-

sentlichen nur um eine einzige Position auf einer imaginierten Skala geht, auch kaum lohnt. Dem ist aber entgegenzuhalten, dass wir von wissenschaftlichen Grammatiken nicht nur Fakten erwarten, sondern, wo möglich, auch Erklärungen oder zumindest plausible Erklärungshypothesen.

In diesem Fall gäbe es Verschiedenes zu erklären. Zum einen das Grundsätzliche: Warum wird eine Möglichkeit, hier der pränominaler Genitiv, zugunsten einer anderen, dem postnominalen Genitiv, abgebaut? Zum anderen das Spezifische: Warum macht der Abbau dann überhaupt einmal Halt? Und nicht nur das: Warum wird der pränominaler Eigennamengenitiv zuungunsten eines postnominalen sogar noch gestärkt?

Keine dieser Fragen kann hier gründlich diskutiert, geschweige denn beantwortet werden.

Ich knüpfe nur an die Überlegungen Behaghels (1923, S. 526 ff.) zu „genitivischen Ketten“ an und füge ein paar neue Glieder in die Kette. Behaghel beobachtet, dass die Möglichkeit, „den dienenden Genitiv“ – heute würde man sagen: den dependenten bzw. attribuierten Genitiv – grundsätzlich dem „herrschenden“ – oder regierenden bzw. übergeordneten – Substantiv voran- oder nachzustellen, in Fällen, wo das übergeordnete Substantiv selbst ein Genitiv ist, zu Unklarheiten führen kann. Behaghel spricht von dem Umstand, dass es leicht unklar wird, „welches Glied das herrschende, welches das dienende ist“ (S. 529). Ich deute in zwei Beispielen Behaghels die alternativen Herrschaftsverhältnisse an:

(1) „ich bin des Königs Kämmerers Braut“ (Rückert 10.21)

(2) „eines Besitzers der lebendigen Sprache Denken“ (Fichte Reden 69)

„die Braut des Kämmerers des Königs“ versus „das Denken eines Besitzers der lebendigen Sprache“

In Beispiel (1) wird „monoton nach links“ geherrscht. Das übergeordnete Substantiv *Braut* beherrscht den dependenten Genitiv *Kämmerers*, welcher wiederum *des Königs* beherrscht. In Beispiel (2) dagegen sind die Herrschaftsverhältnisse gemischt: Das übergeordnete Substantiv *Denken* beherrscht den Genitiv ganz links außen, nämlich *eines Besitzers*, welcher seinerseits nach rechts herrscht über *der lebendigen Sprache*.

Aber, so wird man einwenden, in der Regel disambiguieren neben dem Kontext auch Grammatik und Wortsemantik: So deutet das Fehlen eines Artikels

beim Genitiv, sofern es sich um einen Gattungsnamen handelt, darauf hin, dass dieser Genitiv ein herrschender ist, dem ein dienender noch vorausgeht, wie in (1), wo *Kämmerers* der herrschende Genitiv ist, der durch den dienenden Genitiv *des Königs* attribuiert und gleichzeitig determiniert wird. Man beachte, dass durch Einfügung eines Artikels wie in (1a) die Herrschaftsverhältnisse kippen:

(1a.) ich bin des Königs der Kämmerer Braut

Auf der wortsemantischen Ebene kann z.B. das Vorkommen einer Kombination von relationalem Substantiv (wie „Besitzer“) und nicht inhärent relationalem Substantiv (wie „Sprache“) es zumindest wahrscheinlich machen, dass der relationale der herrschende und der nicht-relationale der dienende Genitiv ist, wie dies in (2) der Fall ist.

Gerade an die letztgenannte wortsemantische Eigenschaft können wir nun auch anknüpfen im Hinblick auf einen Erklärungsversuch, warum gerade Eigennamen sich dem Sprachwandel in Richtung eindeutiger Herrschaftsverhältnisse nach rechts, wie sie ansonsten für attributive Nominal- und Präpositionalphrasen im heutigen Deutsch gelten, widersetzen. Eigennamen sind nicht inhärent relational, in aller Regel sind sie in Attribuierungsstrukturen die grammatisch dependenten Glieder: Unklare Herrschaftsverhältnisse sind somit nicht zu erwarten. Nehmen wir z.B. an, der König heiße „Karl“ – und adaptieren wir für einen Augenblick die grammatischen Lizenzen des frühen Neuhochdeutschen –, so ergibt nur (1b), das dependentiell parallel ist zu (1) selbst, einen Sinn, nicht aber (1c), das parallel zu (1a) wäre:

(1b) ich bin Karls Kämmerers Braut

(1c) *ich bin Karls der Kämmerer Braut

Wie Behaghel an anderer Stelle vermerkt, wird in vielen Fällen bei linksverzweigenden genitivischen Ketten am regierenden Nomen die Flexionsendung „erspart“ (S. 166), man vergleiche etwa analog zu (1) folgenden Beleg:

(3) „der welte lon betrachtung“ (Füetr., Lanz 5)
„die Betrachtung des Lohns der Welt“

Dies gewähre „den Vorteil, dass klar wird, welches der beiden Substantive das regierende ist.“

Dem späteren Neuhochdeutschen allerdings sei die Erscheinung „fremd, weil von einem Genitiv kaum mehr ein Genitiv abhängig gemacht wird.“ (S. 167)

Pränominale Attribution geschachtelter Genitive ist heutzutage, wie bereits erläutert wurde, gänzlich ausgeschlossen, egal ob der regierende Genitiv flexivisch markiert ist wie in (1b) oder ob wir die Flexionsendung „ersparen“:

(1d) *ich bin Karls Kämmerer Braut

Uns bleibt nur die Wahl zwischen (1e) und (1f): In beiden Fällen brauchen wir – bei insgesamt postnominaler Attribution – für einen der Attributionsschritte die analytische Konstruktion mit *von*.

(1e) ich bin die Braut von Karls Kämmerer

(1f) ich bin die Braut des Kämmerers von Karl

Mit (1e) wird nun auch im modernen Deutsch der Zwang zur monotonen Rechtsattribuierung noch durchbrochen: Der vergleichsweise eindeutige Status von Eigennamen als Endglieder in einer Dependenzkette schließt Bezugsambiguitäten weitgehend aus. Der Zulassung einer pränominalen Stellung, die den typologischen Prominenzskalen entspricht, steht somit bei Eigennamen in dieser Hinsicht nichts im Wege.

Schlussbemerkung

Der deutsche Genitiv ist in vieler Hinsicht für den Grammatiker faszinierend. Die letztlich aus morphologischer Uneindeutigkeit erwachsenden Beschränkungen für die Syntax genitivischer Gattungsnamen finden im System des Deutschen selbst hinreichend Erklärung – daneben sind sie ein dankbarer Gegenstand populärwissenschaftlicher Betrachtung (vgl. etwa mit Sick 2004 die Publikation des „Bestsellerautors und bekanntesten deutschen Sprachpflegers“⁸). Der Genitiv des grammatischen Eigennamens besticht durch seine Konsequenz und Transparenz. Seine primäre Domäne ist, wie beim Genitiv im modernen Deutsch generell, die Attribution, dabei in erster Linie, aber nicht ausschließlich, die pränominaler Attribution. Den Grammatiker interessiert, wie sich die Sonderstellung des (pränominalen) Eigennamenattributs herausmen- deln konnte. Er ist gut beraten, wenn er dabei auch den Kontrast mit verwandten Erscheinungen, hier dem englischen *s*-Genitiv einbezieht, und vor allem, wenn er sich der Beschreibungsinstrumente der Sprachtypologie, z.B. der Prominenzskalen, bedient. Auf diese Weise kommen wir unserem Ziel einer adäquaten Gewichtung und Einordnung einzelsprachlicher Fakten auf dem Hintergrund der menschlichen Sprachfähigkeit näher.

Anmerkungen

* Ich danke Bernd Wiese für zahlreiche Kommentare und Hinweise zu einer früheren Fassung des Beitrags.

¹ Gelegentlich kommen pränominaler Appellativa auch in spontaner Sprechweise oder als Reparaturformen vor. So formulierte der Tagesschausprecher – offensichtlich in Abweichung vom vorformulierten Text – am 04.08.2007 mit Bezug auf die DFB-Pokalspiele: „Dabei mussten die Erstligisten wie üblich **auf Gegners Platz** antreten.“

² Daneben gibt es nicht-determinierende pränominaler *s*-Attribute wie z.B. *bird's nest* ‚Vogelnest‘ (vgl. z.B. *This is a new bird's nest*) oder *children's clothes* ‚Kinderkleider‘. Diese haben vergleichbar Erstgliedern von Komposita klassifikatorischen, nicht determinierenden Charakter. Dazu gibt es keine direkte deutsche Parallele; sie werden daher im Folgenden ausgespart.

³ Vorkommen mit genitivregierenden Verben und mit *wegen* als Postposition sind in den gegenwartssprachlichen Korpora des IDS belegt; man vergleiche jeweils z.B.:

(a) „In tiefer Trauer und brennendem Schmerz gedenken wir **Christians**, dessen Leben so jäh und grausam beendet wurde [...]“ (taz, 03.09.2005, S.25)

(b) „Wie immer man ihn nun lesen und studieren oder einfach benutzen mag **Shakespeares wegen** – es ist schön, dass es diesen Wieland nun endlich wieder geben wird“ [...] (FAZ 1993)

⁴ Dies ist nicht notwendigerweise so: Haspelmath (1999, S. 234) formuliert vorsichtig: „Preposed possessors are more likely to cause article omission than postponed ones independently of the position of the article.“

⁵ Vgl. dazu ausführlicher im Kontext des GDE-Projekts Wiese (2006).

⁶ Zu anderen Formulierungen, in denen die Belebtheits-hierarchie auch Elemente der Definitheitshierarchie enthält, vgl. Croft 2003, S. 130.

⁷ Ein Hinweis auf die Belebtheitsskala findet sich in dem Aufsatz von Eisenberg / Smith (2002).

⁸ So apostrophiert in der Tourankündigung unter www.eventim.de, recherchiert am 6.7.2007.

Literatur:

Aissen, Judith (2003): Differential Object Marking: Iconicity vs. Economy. In: *Natural Language and Linguistic Theory* 21, S. 435-483.

Behagel, Otto (1923): *Deutsche Syntax*. Bd. I. Heidelberg: Winter.

Biber, Douglas et al. (1999): *Longman Grammar of Spoken and Written English*. London: Langenscheidt / Longman.

Croft, William (2003): *Typology and Universals*. Cambridge: Cambridge University Press.

Demske, Ulrike (2001): *Grammatische Merkmale und Relationen: Diachrone Studien zur Nominalphrase des Deut-*

- schen. Berlin / New York: de Gruyter. (= *Studia linguistica germanica* 56)
- Eisenberg, Peter (2004): *Grundriß der deutschen Grammatik. Der Satz*. 2. Aufl. Stuttgart / Weimar: Metzler.
- Eisenberg, Peter / Smith, George (2002): Der einfache Genitiv. Eigennamen als Attribute. In: Peschel, Corinna (Hg.): *Grammatik und Grammatikvermittlung*. Frankfurt a. M. etc.: Lang.
- Haspelmath, Martin (1999): Explaining Article-Possessor Complementarity: Economic Motivation in Noun Phrase Syntax. In: *Language*, 75/2, S. 227-243.
- Huddleston, Rodney / Pullum, Geoffrey K. (2002): *The Cambridge Grammar of the English Language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Neef, Martin (2006): Die Genitivflexion von artikellos verwendbaren Eigennamen als syntaktisch konditionierte Allomorphie. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 2/2006, S. 273-299.
- Rosenbach, Anette (2002): *Genitive variation in English. Conceptual factors in Synchronic and Diachronic Studies*. Berlin / New York: Mouton de Gruyter. (= *Topics in English linguistics* 42)
- Sick, Bastian (2004): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Smith, George (2003): On the Distribution of the Genitive Attribute and its Prepositional Counterpart in Modern Standard German. In: *University of Pennsylvania Working Papers in Linguistics (PWPL)* 8.1.
- Wiese, Bernd (2006): *Zwischen Morphem und Paradigma: Zur polnischen Substantivflexion*. Vortrag bei der 28. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft, 22.-24. Februar 2006, Universität Bielefeld. (pdf, <www.ids-mannheim.de/gra/eurostudien.html>)
- Zifonun, Gisela (2000): Die Grammatik des Deutschen europäisieren: Die Aufgaben der Abteilung Grammatik des IDS. In: *SPRACHREPORT* 1/2000, S. 16-19.
- Zifonun, Gisela (2006): Sowohl Determinativ als auch Pronomen? Sprachvergleichende Beobachtungen zu *dieser*, *aller* und Konsorten. In: *Deutsche Sprache* 3/33, S. 195-219.
- Die Autorin ist Leiterin der Abteilung Grammatik am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.



OPAL

Online publizierte Arbeiten zur Linguistik

Herausgegeben vom
Institut für Deutsche Sprache
ISSN: 1860-9422

www.ids-mannheim.de/opal

OPAL ist eine ausschließlich elektronisch publizierte Reihe des IDS. Der Schwerpunkt liegt auf Beiträgen zu aktuellen und geplanten Forschungsarbeiten und Projekten des IDS, die auf diese Weise schnell und kostengünstig verfügbar gemacht werden können, ohne auf die Vorteile bewährter Publikationsformen (Dokumentation, Zitierfähigkeit) zu verzichten.

Ausgabe 1/2007:

Hoppe, Gabriele: Für und wider: *fex-* 'wer etwas in leicht übertriebener Art liebt, auf etwas versessen ist.'. Ergänzung zu III <PHIL>, „Semantisches Paradigma“, Teilsynonyme. 53 S. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache, 2007.

OPAL ist für registrierte Nutzer kostenlos online zugänglich. Anmeldung und weitere Informationen auf der OPAL-Webseite www.ids-mannheim.de/opal.